27

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

1898

Gratis-Beilage zur **Thorner Zeitung.**

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Haus am Meere.

Roman von Marie Romany.

1.

(Nachdruck verboten.)

Ein eisiger Nordostwind peitschte die Fluren und fuhr mit seiner rauhen Kälte über die Straßen und Plätze der nordamerikanischen Weltstadt, die unter einer Kruste von Schnee und Eis begraben lag. Ein schneidend kalter Wintertag. Die Bewohner von New-York allerdings, bekannt und vertraut mit der eisigen Rauheit des Winters, bekümmerte dies nur wenig; doch anders empfand und dachte ein junger Mann, der soeben eine Trambahn verließ und, den Fußsteig überschreitend, in die siebente Straße einbog; Verdruß und Mißmut lagerten auf seiner Miene; die blau gefrorenen Lippen schienen aufeinander zu kleben und seine halb erstarrten Hände fest in die Taschen seines abgetragenen Ueberziehers schiebend, trabte er an den reichen, palastähnlichen Gebäuden der siebenten Straße, diesem vornehmsten Stadtteil der Hauptstadt, vorüber, bis er bald am unteren Ende angelangt war.

Hier stand er still.

„Nr. 14," brummte er vor sich; „Thomas Robertson."

Er las das kleine, in Silber gefaßte Schild noch einmal und blickte mit einem halb unterdrückten Seufzer an dem stolzen Gebäude empor.

Er war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, von hoher unbeugsamer Gestalt. Der ihn Beobachtende würde sofort in ihm den Deutschen erkannt haben und trotz seiner abgetragenen Kleidung den Sprossen der vornehmen Welt. Er war nicht auffallend schön, aber die markigen Züge übten eine fesselnde Wirkung; das blonde Haar, noch nicht kurz geschoren, wie die amerikanische Mode es vorschrieb, ringelte sich in üppigen Locken um den Kopf und Nacken, während ein ebenfalls blonder Vollbart das Gesicht umrahmte und ihn älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war.

„Thomas Robertson," murmelte er noch einmal. Dann zog er die Glocke und stieg die Treppe hinan.

Ein Neger, in reiche Livree gekleidet, öffnete die Thüre und fragte mürrisch nach seinem Begehr.

„Ich möchte Herrn Robertson sprechen in Geschäftsangelegenheiten."



Der Prado in Havanna. (Mit Text.)

„Dann werden Sie sich ins Geschäftslokal bemühen müssen," entgegnete der Schwarze, indem er die fadenscheinige Kleidung des Fremden mit verächtlichen Blicken musterte. „Hier ist die Privatwohnung der Herrschaft — —"

„Das weiß ich," schnitt ihm der Fremde die Rede ab; „allein diesem Briefe nach," — er zog ein Schreiben aus der Tasche — „wünscht Mr. Robertson mich in seinem Hause zu empfangen. Ich werde erwartet."

Der Neger nickte herablassend mit dem wolligen Kopf und sagte in einem Ton, als ob jede weitere Erklärung überflüssig wäre: „Bitte einzutreten, mein Herr." Dabei streiften seine Blicke nochmals den Anzug des jungen Mannes, der dabei doch so stolz und keck das Haupt zu tragen verstand.

Beide überschritten nun eine mit kostbaren Teppichen belegte Halle und stiegen die Treppe hinan.

„Ich bitte um Ihren Namen," fragte der Neger kurz, als sie oben angelangt waren.

„Richard Schwaiger."

Der Schwarze verschwand hinter einer Thüre, nachdem er mit einer herablassenden Handbewegung den Fremden aufgefordert hatte, zu warten.

Ein sarkastisches Lächeln flog über des Deutschen Gesicht. Er mochte wohl anderer Zeiten gedenken, anderer Verhältnisse, mit denen sein heutiges Gesuch um Anstellung wenig im Einklang stand. Das kurze „Ich bitte" des Negers störte jedoch bald seine unliebsamen Vergleiche, da die rauhe Wirklichkeit, die Frage um die Existenz, nun wieder in den Vordergrund trat. Jenem kurz dankend, überschritt er die Schwelle der Thüre, die ihm geöffnet ward.

Was war das? Hatte der Diener sich geirrt, oder hatte er ihn absichtlich in ein falsches Zimmer gewiesen? Ein reizendes, trautes Boudoir lag da vor seinen Blicken. — Gelbe Spitzengardinen, von schwerseidenen rosa Portierenüberhangen, gaben dem Zimmer ein Halblicht, das eine berauschende Wirkung übte. Möbel, Wände, kurzum alles im Gemache, flimmerte im zartesten Rosenrot und duftender Wohlgeruch brach aus allen Winkeln hervor.

Fast bestürzt blieb er nahe der Thüre stehen. Niemals in seinem Leben hatte er ein mit so raffiniertem Luxus und dabei geschmack-

voll ausgestattetes Boudoir gesehen. Und hierher war er von dem Chef der Firma Thomas Robertson berufen? So sehnsüchtig er seine Erwartungen verwirklicht zu sehen wünschte, so viel Hoffnung er hegen durfte nach den glänzenden Empfehlungen des österreichischen Konsuls und seiner Kenntnisse, hier, in diesem Gemach befiel ihn ein Gefühl der Enttäuschung, das jede Hoffnung, die er mit hierhergebracht hatte, zu Schaum werden ließ.

Mechanisch starrte er umher. So viel er von seiner Stellung an der Thüre aus beurteilen konnte, war das Boudoir leer. In dem eigentümlichen Halbdunkel, das wie berauschend auf ihn wirkte, überfiel ihn eine Empfindung, die sich seiner Ehre als Kavalier widersetzte, denn seiner Beurteilung nach mußte dieses Boudoir einer Dame gehören; er trat einige Sekunden unruhig auf dem Teppich hin und her und dann, in der Meinung, daß er einer Laune oder Einfalt des Dieners zum Opfer gefallen wäre, zurück an die Thüre und griff nach der Klinke, um auf den Vorplatz zurückzukehren, als aus dem gegenüberliegenden Winkel des Gemaches eine weibliche Stimme ertönte: „Wollen Sie nicht einige Minuten warten, mein Herr, bis ich meine Zeitung zu Ende gelesen habe? Bitte, setzen Sie sich, bis ich fertig bin!"

Verdutzt ließ Richard Schwaiger die Klinke los und blickte umher. Da gewahrte er hinter einem japanesischen Wandschirm einen Diwan, oder vermutete wenigstens, einen solchen dahinter versteckt zu sehen, denn in Wirklichkeit zeigte sich nur der Saum einer weißen Robe und ein Paar elegant beschuhte Damenfüße, was indessen vollständig zu seiner Orientierung genügte. Mehr dem Eindruck seiner Umgebung, als seinem Willen gehorchend, glitt er auf einen Stuhl.

Es blieb ihm genügend Zeit, die Einzelheiten im Gemache mit Muße zu betrachten, denn er hörte nach den fast unlustig hervorgestoßenen Worten nichts mehr, als das Knistern der Zeitung und hin und wieder eine kurze Bewegung der Dame, die sich in ihrer Beschäftigung nicht weiter stören ließ.

Es war ein sehr großer und hoher Raum, den er vor sich sah, fast überladen mit Möbeln und tausenderlei Kostbarkeiten und Gegenständen aller Arten, vor allem aber fesselte ihn ein wunderbar ausgestatteter Flügel, der offen stand und auf dem ausgebreitet eine reiche, auserlesene Sammlung von Noten lag. Richard Schwaiger, begeisterter Kunst- und Musikfreund, der selbst kaum noch zu den Dilettanten gehörte, fühlte sich heimisch, fast sympathisch angehaucht bei der Betrachtung dieses Flügels; er strengte sein Auge an, wie um zwischen den Noten etwas über den Besitzer dieses Kleinods zu lesen; bis ihn endlich dieselbe hinter dem Wandschirm hervortönende Stimme aus der Träumerei, in die er so unwillkürlich versunken, wieder in die Wirklichkeit rief.

„Wenn Sie jetzt die Güte haben wollen, näher zu treten, werde ich bereit sein, mit Ihnen zu sprechen, mein Herr."

Diese Aufforderung klang wie ein Befehl. Der Fremde erglühte, zögerte und trat dann langsam bis an den Wandschirm heran.

„Näher, noch näher!" rief die auf dem Diwan ruhende Dame befehlend. „Sie werden mir doch nicht verargen, wenn ich, während ich mit Ihnen spreche, Ihre Züge beobachten möchte; ich muß doch wissen, mit wem ich es zu thun habe, wenn ich Sie als Geschäftsführer unserer Firma engagieren soll! Nun?" machte sie verdrossen, da der Fremde noch zögerte.

Richard Schwaiger blieb in kurzer Entfernung vor der Ruhenden stehen; seine Miene verhehlte keineswegs die Verwunderung über die Außergewöhnlichkeit dieser Scene.

„Sie, Madame? Sie — mich engagieren?" quoll es endlich von ihm. „Ich glaube fast, daß hier ein Mißverständnis obliegt. Ich habe ein Schreiben von Herrn Thomas Robertson erhalten, welches mich um zwölf Uhr mittags hieher bestellt. Ich bitte daher um Mitteilung, wo ich ihn finde, damit nicht etwa die Stellung, um welche ich mich bemühe, für mich verloren geht. Ich glaube, in diesem Augenblick ist jede Minute kostbar und —"

Ein übermütiges Lächeln schnitt ihm die Rede ab. Die junge Dame richtete sich zur Hälfte in die Höhe und blickte ihm, während sie den Kopf in die Hand stützte, mit anmaßendem Wohlwollen in die Miene.

„Ich repräsentiere die Firma Thomas Robertson," sagte sie scharf. „Ich habe Ihnen den Brief, welchen Sie in der Hand halten, geschrieben. Ich habe Sie ersucht, sich heute mittag hierher zu bemühen, damit ich Ihre Bekanntschaft machen und, im Fall Sie mir konvenieren, mit Ihnen das Nähere mündlich besprechen kann. Von einem Mißverständnis ist somit keine Rede. Setzen Sie sich," fügte sie etwas ruhiger hinzu, indem sie das Auge fest auf die finstere Miene des Deutschen geheftet hielt.

Doch Richard Schwaiger blieb, ohne sich zu regen, stehen.

„Natürlich bin ich Ihnen über dieses eigenartige Verhältnis Aufklärung schuldig," ging die junge Dame in gelassenem Ton weiter, „denn im allgemeinen ist es ja die Aufgabe der Frauen nicht, das Ruder der Geschäfte in die Hände zu nehmen. Aber mein Vater ist seit langen Jahren ein schwer kranker Mann; sein Zustand verbietet ihm, seine hervorragenden Geistesgaben im Geschäft zu verwerten; deshalb nahm ich, die einzige Tochter des Hauses, ich meine, das einzige Kind des Hauses, die Leitung der Geschäfte in meine Hand und," fügte sie langsamer hinzu, „that wohl daran."

„Ich suche nun einen Geschäftsführer, d. h. so eine Art Stütze im Geschäft," fuhr sie nach einer Weile fort, „einen Mann mit Kenntnissen und Erfahrungen, der einigermaßen in die speciellen Verhältnisse unseres Landes eingeweiht ist. Ich habe vor Wochen einen empfindlichen Verlust durch den Tod des bisherigen Geschäftsführers, Herrn Rost — übrigens auch ein Deutscher — erlitten, der seit Jahren mit unermüdlichem Fleiß das Interesse unserer Firma geleitet hat. Ich muß diesen Posten wieder besetzen."

Sie schien auf eine Antwort des jungen Mannes zu warten, doch Herr Schwaiger rührte sich nicht.

„Ihre Briefe gefielen mir," fuhr sie daher fort, ohne seine Haltung weiter zu beachten, „und ebenso sehr gefiel mir die warme Empfehlung, die Ihnen von seiten des österreichischen Generalkonsuls zu teil ward. Es käme daher auf einen Versuch an; ich muß prüfen, ob Sie den Anforderungen, die ich an den Geschäftsführer unserer Firma stelle, gewachsen sind."

Herr Schwaiger antwortete noch immer nicht.

„Zeigen Sie mir Ihre Papiere, oder was Sie sonst an Empfehlungen bei sich haben," fuhr jene daher in gereizterem Tone fort; „erklären Sie mir, daß Sie sich fähig halten, den Platz als Geschäftsführer in unserem großen Bankhause ausfüllen zu können; die Ansprüche, die ich stelle, sind nicht gering."

Zum erstenmal schaute sie dem Fremden jetzt voll und frei ins Gesicht; allein der feste Blick seiner grauen Augen machte sie stutzen. Fast unwillig schüttelte sie den Kopf und lenkte ihr Auge auf die Brieftasche, die ihr von jenem gereicht worden, zurück.

„Wie hochmütig sich dieser Deutsche mir gegenüber stellt!" dachte sie nicht ohne Spott, während sie in den Papieren blätterte. Dann vertiefte sie sich in das Prüfen der Dokumente, während jener regungslos auf seinem Platz stehen blieb.

Gewiß, es boten sich ihm hier glänzende Aussichten, glänzendere vielleicht, als er sie im Lande des Dollars bisher erträumte; und dennoch hatte ein Gefühl der Erbitterung, ja, fast des Zornes sein Herz erfaßt; Enttäuschungen waren ihm während seines fast einjährigen Aufenthaltes in New-York zur Genüge geworden, Kränkungen und Demütigungen hatte er vollauf ertragen, aber nicht eine traf ihn so empfindlich wie die gegenwärtige. Unter der Botmäßigkeit eines verwöhnten, launenhaften Weibes sollte er stehen! Wie jämmerlich erschien ihm plötzlich sein Leben! Wie herrlich hatte er gelebt, was hatte er nicht alles vergeudet, was fortgeworfen in der Heimat! Gleich manchem Deutschen hatte nur Uebermut ihn über den Ocean, in das Land des Dollars getrieben; mit Illusionen, deren Verwirklichung fast unerreichbar war, hatte er den amerikanischen Boden betreten. Und nun?! Bald nach seiner Ankunft in New-York hatte er in einem kleinen Bankhause Arbeit gefunden, mit knappem Gehalt, als Abschreiber, zu Zeiten sogar als Bote verwendet; die volle Bitterkeit von Demütigungen hatte er über sich ergehen lassen, während seine Arbeitskraft in reichstem Maße ausgenützt ward. Allerdings rückte er allmählich voran; der Chef jenes Hauses begriff, daß er den kenntnisreichen, gebildeten Mann besser ausnützen könne und hob ihn allmählich zu dem Rang eines ersten Buchhalters hinan. Aber mit der Lebensfähigkeit des Geschäfts selbst war es nur schlecht bestellt; die Firma kippte, und ein paar Monate nach seinem Eintritt war Richard Schwaiger wieder ohne Arbeit und ohne Gehalt.

Seitdem hatte die Verzweiflung ihn halb übermannt, die Börse leer, der eisige Winter vor der Thüre, keine Hoffnung auf Stellung.

Da erschien als Himmelsbote in dunkler Nacht ein Brief des Konsuls, der ihm den Geschäftsführerposten in einem der ersten Bankhäuser von New-York anbot, ein Platz, wie er ihn seit Monaten suchte, eine Stellung, in der seine Talente, seine Kenntnisse Anerkennung fanden, in der die volle Kraft seiner Fähigkeiten in das richtige Licht zu stellen war. Ungeduldig harrte er des Augenblickes, da er sich vorstellen sollte; und nun, da die Stunde herangekommen, da er hier war, erwartete ihn aufs neue Enttäuschung, denn der Chef der Firma, unter deren „Befehl" er sich fügen sollte, war ein verwöhntes, launenhaftes, junges Weib.

Indes Richard Schwaiger der Qual all dieser Betrachtungen oblag, blätterte die junge Dame in seinen Papieren herum. Ihn überkam dabei ein Gefühl, als müsse er ihr dieselben entreißen. War es denn möglich, war es denkbar, daß dieses junge Geschöpf, das kaum vierundzwanzig Jahre zählen konnte, die Leiterin eines großen, ausgedehnten Handlungshauses sein konnte?

Für den Gesichtskreis eines Deutschen war diese Thatsache etwas völlig Unfaßbares. Allerdings hatte er während seines Aufenthalts in New-York schon überspannte emancipierte Frauen gesehen, die sogar in halb männlichen Kostümen einhergingen und

überall das große Wort führten, allein das waren andere Bilder gewesen, als er hier vor sich sah. Miß Robertson war überhaupt so ganz verschieden von den blonden, schlanken Amerikanerinnen, die er bis dahin gekannt; ihr dunkles Lockenhaar, welches die markige Stirne umkräuselte, gab dem pikanten Kopf ein energisches Gepräge und der weiche, ins Gelbliche tauchende Creolenteint, die großen, halb verschleierten Augen wirkten mit einer Anziehung, die fast unüberwindlich war.

„Ich verstehe nur sehr mangelhaft das Deutsche," unterbrach plötzlich die junge Dame seinen Gedankengang; „ich bin nur halb im stande, diese Schriften zu lesen. „Ihr Name ist also Richard Schwaiger von Hohenfels. In Deutschland hat dieser Adel einen gewissen Wert," fügte sie, ironisch lachend, hinzu.

„Ich habe ihn für den amerikanischen Freistaat abgelegt," entgegnete der junge Mann ruhig.

„Sie sind der sonderbarste, junge Mensch, der mir jemals vorgekommen ist!" rief das junge Mädchen in etwas gereiztem Ton; „Sie haben eine sonderbare Art, Ihre Vorstellung zu machen! Ich sollte meinen, die Stellung als Geschäftsführer bei der Firma Thomas Robertson sei eines formenvolleren Gesuchs wert. Oder haben Sie vielleicht die Lust verloren, mein Herr, uns Ihre Dienste zu widmen? Sie schienen doch in so großer Eile vorher, um mit Gewißheit die Stellung zu erlangen!"

Dabei glitten ihre funkelnden Augen an seinem abgetragenen Anzug herab.

Gleich Dolchspitzen bohrten sich ihre Blicke in des jungen Mannes Herz; der ganze, nur mühsam unterdrückte Stolz seines Charakters brach hervor und mit ganzer Stärke. Unbekümmert, ob er vielleicht mit eigener Hand die hier sich bietenden, glänzenden Aussichten vernichtet, rief er, das Haupt emporgerichtet: „Gewiß, Madame! Aber Sie, die Sie von Ihrem Palast aus über ungezählte Summen verfügen, sind nicht im stande, zu beurteilen, was die Brust eines Mannes bewegt, der während der Zeit seines Lebens bessere Tage gesehen hat, den nach erprobtem Unglück die Not zwingt, sein Brot in den Verhältnissen anderer Leute zu suchen! Ich leugne es nicht, der Brief des Konsuls war für mich ein Lichtstrahl beim drohenden Untergang; mit gierigen Händen griff ich nach diesem Rettungsanker, eilte her, voll Erwartung, voll schönster Hoffnungen. Aber in der Brust des Deutschen — ich bin stolz, ein Deutscher zu sein, Madame — lebt noch etwas, was größer ist als Hunger und Entbehrung; das ist der Stolz, Miß Robertson, der Stolz des Mannes, der sich nicht beugen will unter das Scepter einer Frau! Ansichten und Anschauungen, die ich mit herübergebracht, wollen sich so schnell nicht abschütteln lassen. Verzeihen Sie daher, daß ich Sie belästigt habe, Miß Robertson! Verzeihen Sie zugleich, daß ich, der Fremde, der Eindringling, mir solch rückhaltlos offene Sprache zu führen erlaube; aber der Schmerz der Enttäuschung wogt in mir! Denn so gern ich diese Stellung bei der Firma Thomas Robertson angenommen hätte, so thöricht es vielleicht von mir ist, ein so ehrendes Anerbieten kurz von mir zu weisen, unter den vorliegenden Verhältnissen kann ich es nicht!"

Er machte eine tiefe Verbeugung und wandte sich schnell, um abzugehen; doch in demselben Moment hatte sich Miß Robertson erhoben und stand neben ihm. In stummer Verwunderung, das große, flammende Auge starr auf ihn gerichtet, warf sie den lockigen Kopf zurück und rief: „So! Also unweiblich nennt ihr Deutschen es, wenn eine Frau durch festes Eingreifen Hab und Gut, ja, die Ehre und den alten Namen des Hauses zur rechten Zeit rettet? vom Untergang rettet? Da gehen eure deutschen Ansichten mit denen in Amerika weit auseinander, mein Herr! Wahrlich, so ganz leicht ist es nicht, vom Palast aus in uneingeschränkter Macht zu gebieten! Oft trügt der Schein! Es kommen Zeiten, wo das rauhe, unbarmherzige Schicksal auch an ein schwaches Weib herantritt mit den Worten: „Nun hilf Dir, wenn es Dir möglich ist!" In solch kritischen Augenblicken würden eure deutschen Frauen wohl nur die Hände zum Himmel erheben, würden jammern und weinen, oder Tausende von guten Freunden um Rat und Beistand anflehen. Wir Amerikanerinnen sind anders; bei uns gilt das Wort: „Hilf Dir selbst, wenn Du kannst!"

Hoch aufgerichtet stand das junge Mädchen, deren Kopf weit über seine Schulterhöhe reichte, vor ihm, und Herr Schwaiger mußte sich gestehen, daß eine Frau, so voller Geist und Kraft, ihm in Deutschland noch nicht begegnet sei. Wie durch unsichtbare Macht zurückgehalten, rührte er sich nicht mehr von der Stelle, sondern blickte unverwandt das schöne Mädchen an.

Diese bemerkte nur allzubald ihren Sieg.

„Lassen wir die unnötige Aufregung," sagte sie ruhig, „da wir doch nur Geschäftliches zu besprechen beisammen sind. Außerdem gilt es mir gleich, welche Ansicht die Deutschen über uns haben. Hier handelt es sich nur darum, ob ich Ihnen den Posten zuerkenne und ob Sie ihn annehmen. Sollten Sie es unter Ihrem Wert halten, Ihre Dienste und Ihre Arbeitskraft einem Hause zu widmen, dessen Wohl und Wehe ein schwaches Weib zu verantworten hat, dann will ich Sie nicht eine Sekunde länger aufhalten, mein Herr. Die Stellung eines Geschäftsführers bei uns wird ja auch anderweitig schnell zu besetzen sein." Sie sprach dies mit Betonung. „Doch da Sie ein Mann von Geist und Verstand zu sein scheinen, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen das Vorurteil, welches man gegen die Amerikanerinnen hegt, zu nehmen. Es mag ja Frauen unter ihnen geben, die durch Eitelkeit und Ehrgeiz auf eine falsche und gefährliche Bahn gelenkt wurden; indessen möchte ich für meinen Teil um keinen Preis zu diesen gezählt werden, auch von einem mir vollständig Fremden nicht!"

Sie ließ sich auf den Diwan gleiten und winkte ihm, ihr gegenüber einen Sessel zu nehmen, welcher Aufforderung er dieses Mal Folge gab.

„Das Bankhaus Thomas Robertson ist seit einer langen Reihe von Jahren ein sehr angesehenes," fuhr sie dann fort; „nicht im Staate New-York allein, sondern auch auf den Inseln. Ich selbst bin auf Cuba geboren. So lange ich zurückdenken kann, ist mein Vater ein kranker, reizbarer Mann, zu elend, dem Geschäft selbst vorzustehen, und daher angewiesen, die Untergebenen walten zu lassen, wie es ihnen just bequem und angenehm war. Die Folgen wird ein jeder mit leichter Mühe selber ermessen. Ich war ein Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, als ein schurkischer Kassierer, der seit Jahren falsche Bücher geführt hatte, mit einem namhaften Kapital in die Weite ging. Notwendig wurde damals wohl das Hauptsächlichste wieder geordnet, aber Verluste, wie unsere Firma sie damals zu verzeichnen hatte, lassen sich so leicht nicht verschmerzen, zumal wenn die Seele des Ganzen, die leitende Hand, das Oberhaupt fehlt." Ein Seufzer entfuhr ihr, als sie die Worte hinzufügte: „Das Haus fing an, zu wanken, mein Herr.

„Es waren schlimme, unvergeßlich traurige Zeiten, die jener Katastrophe folgten," fuhr sie dann fort; „der Vater im Süden, ich selbst kaum achtzehn Jahre und über mir das immer finsterer werdende Gespenst Ruin! Aber ich bin eines Kaufmannes Kind, aufgewachsen und großgezogen mit richtigem Verständnis für die schwierigsten Berechnungen; was war natürlicher, als daß ich das sorgenschwere Haupt mutig emporhob und die faul gewordenen Zügel mit eigener Hand ergriff! Allerdings machte ich einen Fehltritt; ich glaubte, mit ausdauernder Sparsamkeit die Hindernisse überwinden zu können; ich Thörin!" rief sie aus, „die solch einer Riesenarbeit nicht im hundertsten Teile gewachsen war!"

(Fortsetzung folgt.)

Pflicht und Herz.

Von A. vom Rhein. (Nachdruck verboten.)

Das Frühjahr und der Sommer 1893 waren bekanntlich von außergewöhnlicher Trockenheit und die Futternot gegen Ende des genannten Jahres war in vielen Gegenden Deutschlands eine sehr große. Die kleinen Bauern waren vielfach gezwungen, ihr Vieh zu einem Spottpreis zu verkaufen, da es ihnen nicht nur an Hafer, Heu und Klee, sondern auch an Streumitteln für die Tiere fehlte. Wohin man auch horchen mochte, überall herrschten dieselbe Not und dieselben Klagen. Die armen Leute, welche mit Mühe und Sorge ein Stückchen Vieh aufgezogen und endlich dahin gebracht hatten, daß es ihnen einen Nutzen hätte bringen können, jammerten laut ob des ihnen drohenden Verlustes, und nur der besser situierte Bauersmann, dessen Mittel gestatteten, das teure Heu zu erstehen, blieb, freilich unter erheblichen Opfern, vor der unfreiwilligen Veräußerung seines Viehes geschützt.

Die Behörden trugen zwar der Notlage nach Möglichkeit Rechnung; insbesondere wurde den ärmeren Leuten von den Forstverwaltungen gestattet, im Walde Laub zu holen; allein trotzdem blieb noch Elend und Plage in Hülle und Fülle übrig und gar häufig las man in den Zeitungen von einem Viehverkauf zu unglaublich billigem Preise.

Auch in H., einem kleinen Oertchen des südlichen Schwaben, machte sich die Futternot in erschreckender Weise geltend. Innerhalb weniger Monate war der Rindviehbestand in der Gemeinde auf ein Drittel seiner sonstigen Höhe herabgegangen. Viele Leute, die bis dahin eine Kuh zu halten vermochten, mußten sich von dieser trennen und sich mit einer Ziege begnügen, um den Kindern wenigstens die Milch nicht ganz entziehen zu müssen.

So erging es auch Therese Schanz, einer armen Witwe mit vier kleinen Kindern, deren Mann vor zwei Jahren nach langem Leiden gestorben war. Das hartgeprüfte Weib hatte sich Tag und Nacht bis zur Erschöpfung gequält, um für sich und die Kleinen Brot zu beschaffen und ihr einziges Wertstück, die Kuh, zu retten. Die lange Krankheit ihres Mannes hatte ihr viele Verpflichtungen aufgebürdet; aber angesichts des redlichen Eifers der armen Mutter hatte keiner der Gläubiger es gewagt, ihr die Kuh zu nehmen.

Man ließ die Frau, in der Hoffnung auf bessere Zeiten und vertrauend auf ihr Versprechen, ungeschoren.

Was keine Hartherzigkeit der Menschen herbeiführen mochte, dazu zwang sie die Ungunst des Himmels. Es war ihr unmöglich, das teure Futter zu kaufen und so schwer es ihr auch wurde, Frau Schanz mußte sich endlich dazu verstehen, ihre Kuh zu veräußern.

Der geringe Erlös wurde nun aber von ihren Gläubigern, die nach dem Verkauf des Tieres die letzte Sicherheit für ihre Forderungen geschwunden sahen, gefordert und nur nach langem Bitten und Flehen ließ man ihr von dem Betrage wenigstens so viel, um eine Ziege anschaffen zu können.

Die Lage des Weibes verschlechterte sich jetzt indes von Tag zu Tag. Der frühere Milchertrag, die Butter, der Käse, alles das war verloren; die Kleinen schrieen nach Brot, die Not begann mit Unbarmherzigkeit an die Thüre zu klopfen.

Als der Winter nahte, wuchs die Bedrängnis der Armen noch mehr. Feuerung und Licht erforderten jetzt höhere Ausgaben und am Munde mußte sich abgespart werden, was zur Deckung der



Wilddiebe. Nach dem Gemälde von F. Sonderland. (Mit Text.)
(Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.)

Bedürfnisse notwendig war. Die Kohlen hatten einen für die arme Frau fast unerschwinglichen Preis erreicht und auch das Holz stieg infolge der starken Nachfrage stetig im Werte.

Frau Schanz saß mit ihren Kleinen nicht selten in einer ungeheizten Stube und suchte sich durch emsige Arbeit oder einen regelrechten Dauerlauf vor einem regulären Zähneklappern zu schützen. Allein als der Dezember und mit ihm die hellen Frosttage nahten, versagten diese kleinen Kunstgriffe. Die Kinder jammerten laut ob der Kälte und selbst die Mutter vermochte ohne Feuer nicht mehr zu arbeiten und in der Stube zu verweilen.

„Mama, einheizen!" bat das Kleinste, ein Mädchen von vier Jahren; „es ist ja so arg kalt."

„Ja, mein Schatz!" erwiderte das geplagte Weib und wandte den Kopf weg, um die gewaltsam hervordrängenden Thränen zu unterdrücken. „Ich hole Holz und dann mache ich euch ein hübsch warmes Stübchen. Seid aber ganz brav, bis ich wieder komme! In einer halben Stunde bin ich wieder da."

Die Witwe band ein leichtes Tüchelchen um den Kopf, steckte ein Seil in die Tasche und verließ das Haus.

Geraden Weges schritt sie dem nahen Walde zu und mit einem Eifer, aus dem deutlich die besorgte Mutter sprach, sammelte sie ein Bündel dürres Holz, band es mit einem Strick zusammen und machte sich wieder auf den Heimweg.

Eben hatte sie den Saum des Waldes erreicht, als eine kräftige Männerstimme ein donnerndes „Halt!" erschallen ließ.

Frau Schanz blickte sich, an allen Gliedern bebend, um. Neben ihr stand der neue Förster, ein stattlicher Mann mit wallendem Vollbart, aus dessen Gesicht strengste Pflichterfüllung leuchtete, dessen Augen jedoch auf ein warm fühlendes Herz schließen ließen.

„Habt Ihr Erlaubnis, Reisig zu holen?" fragte er in amtlichem Tone.

„Nein," hauchte das Weib. „Meine Kleinen froren heute morgen so sehr, daß ich den Jammer nicht mehr anzusehen vermochte und da bin ich hinausgegangen und habe dieses Bündel gesucht. Die Zeit war zu kurz, sonst hätte ich gewiß zuvor die Erlaubnis eingeholt."

„Dann muß ich Euch anzeigen, Frau," erwiderte der Beamte. „Wie heißt Ihr und wo wohnt Ihr?"

„Ach, Herr Förster," jammerte die arme Mutter und faltete flehentlich die Hände, „seid barmherzig! Ihr könnt Euch vielleicht nicht denken, wie es das Mutterherz zerreißt, wenn die Kleinen frieren und auch nicht einmal ein Stückchen Brot haben. Ich bin Witwe. Als mein guter Mann noch lebte, brauchte ich nicht in den Wald zu gehen und Reisig zu sammeln; aber Gott hat ihn von mir genommen und mich mit den armen Würmern allein gelassen."

Sie wischte die hervorquellenden Thränen ab.

„Habt Erbarmen, Herr, mit einem armen Weib," fuhr sie fort, „das sich redlich plagt, aber die Not nicht fernzuhalten vermag! Die heurige Futternot hat mich ganz niedergeworfen. Meine einzige Kuh, für die ich mich so lange geplagt hatte und die mein ganzes Besitztum ausmachte, habe ich verkaufen müssen; der frühere Erlös aus Milch und Butter ist dahin, meine Kinder jammern nach Brot, geschweige, daß ich Holz oder Kohle kaufen könnte."

„Wie heißt Ihr?" fragte der Förster, das Gesicht wegwendend, mit einer Stimme, die barsch klingen sollte.

„O Herr Förster, habt Mitleid, zeigt mich nicht an!" bat die Witwe in rührendem Tone. „Was schadet es dem Wald, daß ich



Am Waldrand. Von J. Koppay. (Mit Text.)

die paar Stückchen Holz genommen habe? Das Mutterherz hat mich zu dem verbotenen Schritt getrieben, aber ich will es gewiß nicht wieder thun. Schont mich, zeigt mich nicht an!"

„Wenn Ihr keine Erlaubnis habt, Holz zu suchen, so muß ich Euch anzeigen," versetzte der Beamte kurz. „Nennt mir Euren Namen, oder ich nehme Euch mit!"

„Therese Schanz," schluchzte das Weib, „Hausnummer 106."

Der Förster notierte sich Namen und Wohnung und ging dann weiter. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später überbrachte der Ortsdiener einen Strafbefehl über drei Mark wegen unerlaubten Holzsammelns. — Therese Schanz jammerte laut ob dieser Maßregel und in ihrem Herzen regte sich etwas wie Bitterkeit gegen die Mitmenschen, die gegen eine schwergeprüfte Witwe mit ebensolcher Strenge vorgehen wie gegen einen tiefgesunkenen Verbrecher.

Das Strafmandat traf sie um so schwerer, als sie wegen ihrer Kinder auch nicht in der Lage war, die Strafe abzusitzen.

„Raten Sie mir, Herr Vorsteher!" bat sie den Bürgermeister des Ortes, zu welchem sie in ihrer Not geeilt war; „Sie wissen ja, daß ich nur aus Not das bischen Holz geholt habe. Ich will gewiß keinem Unrecht thun, aber ich konnte den Jammer meiner Kinder nicht mehr anhören. Es ist für die unvernünftigen Dinger so schwer, die Kälte zu ertragen."

Das Ortsoberhaupt schüttelte mit dem Kopfe. „Was ist da zu thun?" brummte er. „Ich bin zwar überzeugt, daß Ihr nur der zwingenden Not gehorcht habt, aber diese Ueberzeugung hilft nichts. Ihr habt gegen das Gesetz verstoßen und das verlangt Sühne."

„Ich sehe ja mein Unrecht ein und habe das dem Förster auch gleich gesagt," schluchzte sie; „aber man sollte doch ein wenig Nachsicht mit einer armen Mutter haben und sie nicht vollends zur Verzweiflung bringen."

„Haben Sie denn keinen Bekannten oder Verwandten, der die Strafe für Sie bezahlen würde?" meinte der Bürgermeister. „Das wäre die schnellste und einfachste Lösung der Frage."

Das Weib schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Für mich jemand drei Mark bezahlen oder mir diese Summe leihen? Nicht den zehnten Teil, Herr Vorsteher! Man weiß ganz gut im Dorf, daß ich nur mit Mühe so viel verdienen kann, um den Hunger der Kleinen stillen zu können und drei Mark verdiene ich manchmal in der ganzen Woche nicht. Ja, als mein Mann noch lebte," setzte sie, die hervorquellenden Thränen abwischend, hinzu, „wäre es mir ein Leichtes gewesen, die Strafe zu bezahlen; aber ich wäre dann auch gar nicht in die Lage gekommen, im Walde Holz holen zu müssen. Das eine Unglück hängt mit dem andern zusammen."

Das Ortsoberhaupt strich nachdenklich mit der Hand über den Kopf. Er schien mit sich zu kämpfen, ob er nicht in die Tasche greifen und die Strafe für das arme Weib bezahlen sollte; allein seine Bedenken dagegen behielten die Oberhand. „Hm!" meinte er endlich zögernd, „dann kann ich Euch nur raten, gegen den Strafbefehl Einspruch zu erheben und gerichtliche Entscheidung zu beantragen. Vielleicht sehen die Richter die That milder an und finden eine Ursache, Euch frei zu sprechen. Große Hoffnungen auf einen solchen Ausgang dürft Ihr Euch freilich nicht machen; denn Gesetz bleibt Gesetz und auch die Richter können nicht darüber hinaus."

Therese Schanz schwieg. Sie wußte nicht, was sie zu diesem Vorschlage sagen sollte; diese Dinge waren ihrem Ideenkreise zu fremd, als daß sie ein Urteil hätte abgeben können.

„Nun, was meint Ihr?" fragte der Bürgermeister, als das Weib immer noch stumm blieb.

„Ich bin's zufrieden," erwiderte sie, obwohl ich nicht weiß, was dann wird, wenn mich das Gericht nicht freispricht."

„Dann habt Ihr auch noch die Gerichtskosten zu bezahlen," belehrte sie der Vorsteher.

„O mein Gott!", jammerte die Witwe, „was soll dann wohl aus meinen Kindern und mir werden?"

„Damit beschäftigt Euch zunächst nicht, sondern hofft das beste! Wer kann wissen, wie die Sache endet? Ich will jedenfalls heute noch Eueren Einspruch gegen den Strafbefehl anmelden und dann wollen wir sehen, was es weiter giebt."

* * *

Vier Wochen später saß Therese Schanz auf der Anklagebank. Sie sah bleich und abgehärmt aus und aus ihren vom Weinen geröteten Augen leuchtete Furcht vor dem nahenden Richterspruch. Scheu richtete sie den Blick zu Boden und erst als der Vorsitzende sie aufrief, hob sie das Auge und blickte zaghaft um sich.

„Weshalb haben Sie Einspruch gegen den Strafbefehl erhoben?" fragte der Richter. „Haben Sie etwa kein Holz im Walde gesammelt?"

„Doch," flüsterte sie kaum hörbar, „aber ich that es aus Not. Ich habe vier Kinder daheim und als es im Dezember plötzlich so kalt wurde, jammerten die armen Würmer vor Frost. Ich selbst fror in dem luftigen Stübchen, daß ich mit den Zähnen klapperte; aber meinetwegen wäre ich gewiß nimmer in den Wald gegangen. Als aber die Kleinen laut weinten und mich immer dringender baten: „Mutter heize ein, wir frieren so arg!" da konnte ich es nicht mehr übers Herz bringen, ich verstieß gegen das Gesetz, ich ging in den Wald, um Reisig zu sammeln. Es war Unrecht von mir," fuhr sie tief Atem holend fort, „aber ich konnte den Jammer nicht mehr ansehen. Die Händchen des Kleinsten waren schon ganz blau vor Kälte und wenn ich noch länger gezögert hätte, müßte ich mich vielleicht heute anklagen, an dem Tode eines Kindes schuld zu sein. Herr Richter," bat sie und hob flehend die Hände empor, „haben Sie Erbarmen mit einer armen Witwe, der durch die Futternot die einzige Kuh und damit die einzige Einnahme verloren ging! Ich habe gewiß den Wald nicht schädigen wollen und ich würde einen Erlaubnisschein geholt haben, wenn die grausame Kälte mir dazu Zeit gelassen hätte."

Der Vorsitzende flüsterte den zu beiden Seiten sitzenden Schöffen etwas zu; dann befahl er, den Förster herbeizurufen.

„Wie heißen Sie?" fragte er denselben.

„Carl Groth."

„Sie sind Förster?"

„Jawohl."

„Seit wann?"

„Seit achtzehn Jahren, hier erst seit fünf Monaten."

„Haben Sie die Angeklagte am 9. Dezember angetroffen, als sie im Walde Holz gesammelt hatte und haben Sie dieselbe am gleichen Tage angezeigt?"

„Jawohl."

„Hat die Angeklagte Ihnen gleich gesagt, daß sie keinen Erlaubnisschein habe?"

„Allerdings. Sie hat mir auch ihre Not geklagt und mich gebeten, sie nicht zur Anzeige zu bringen."

„Dauerte das arme Weib Sie denn nicht?"

Der Förster warf einen Blick nach der Anklagebank, auf welcher Therese Schanz zusammengekauert saß. Ueber sein männlich-ernstes Gesicht flog etwas wie tiefes Mitgefühl, als er antwortete: „Wir müssen ein Herz von Stein haben. Ich darf nicht nach meinen Empfindungen fragen, sondern habe ohne jegliche Rücksicht meine Pflicht zu thun und eine Pflichtverletzung habe ich mir während meiner langen Dienstzeit noch nie zu schulden kommen lassen. Persönlich hätte ich das arme Weib gern laufen lassen; denn ihre Klagen gingen mir zu Herzen und ihre Worte klangen wie lautere Wahrheit; aber ich durfte nicht. Gerade in diesem Winter wird uns unsere Aufgabe besonders schwer; denn die Not ist groß und nicht selten müssen wir unser Herz ordentlich panzern, um nicht weich zu werden."

„War es viel Holz, das die Angeklagte gesammelt hatte?"

„O nein! Es war nur ein Bündel, wie es die Frauen meist tragen und leicht an einem Tage zu verbrennen ist."

„Ist dem Wald durch das Sammeln des Holzes ein Schaden zugefügt worden?"

„Keineswegs, sonst würde wohl schwerlich die Erlaubnis dazu erteilt."

„Und weshalb haben Sie nun Einspruch gegen den Strafbefehl erhoben, wenn Sie die strafbare Handlung zugeben und auch sonst nichts vorliegt, was die Verfügung als ungerechtfertigt erscheinen ließe?" wandte sich der Richter an die Angeklagte.

„Weil ich die drei Mark Strafe nicht zahlen kann und hoffte, das Gericht werde gnädig sein und auf meine Not Rücksicht nehmen."

„Daß Sie in Not waren, glauben wir; aber das Holzsammeln im Walde ist nun einmal unter Strafe gestellt und deshalb kann eine Freisprechung nicht erfolgen."

Das hatte das arme Weib augenscheinlich nicht erwartet. Bei den Worten des Vorsitzenden verlor sie den Rest ihrer Fassung und auf die Kniee sinkend, schluchzte sie, daß es im ganzen Gerichtssaal widerhallte. „Erbarmen, Erbarmen!" flehte sie händeringend; „ich weiß nicht, wovon ich die Strafe bezahlen soll. Die letzten fünf Pfennige, die ich besaß, gab ich heute früh meinen Kindern für Brot und absitzen kann ich die Strafe nicht, weil sonst die armen Würmer allein und verlassen sind. Wer soll für sie sorgen, wenn ich nicht da bin? In einer ganzen Woche verdiene ich meist nicht mehr als 1 bis 1½ Mark und das wird in größter Not verbraucht. Vor einem halben Jahre stand es noch besser um uns; da hatte ich noch eine Kuh, die uns Milch, Butter und Käse lieferte; ich konnte daraus manchen Pfennig erlösen, aber das ist nun vorbei. Die große Futternot zwang mich, das einzige Besitzstück, das ich hatte und an dem ich mit dem ganzen Herzen hing, zu verkaufen — zu verkaufen um einen Spottpreis."

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte still vor sich hin.

Durch den Gerichtssaal ging ein teilnahmsvolles Flüstern und in den Augen des Försters Carl Groth schimmerte es weich.

Der Gerichtshof zog sich zurück. Nach wenigen Minuten verkündete der Vorsitzende das Urteil, nach welchem die Strafe von drei Mark auf eine Mark ermäßigt worden war. Gleichzeitig gab

er dem Bedauern der Richter Ausdruck, daß das Gesetz selbst für einen Fall wie der vorliegende keine Freisprechung zulasse. „Aber wenn wir auch,“ so schloß er, „dem Gesetze zu gehorchen haben und die Angeklagte verurteilen müssen, so sind unsern persönlichen Empfindungen keine Schranken gesetzt und der Gerichtshof hält es für Christenpflicht, die Lage der armen Witwe lindern zu helfen. Ich ersuche die Angeklagte, hier diesen Betrag in Empfang nehmen und davon Strafe und Kosten bezahlen zu wollen.“ Mit diesen Worten reichte er dem Weibe ein Goldstück hin.

Wie im Traume wankte Therese Schanz nach dem Richtertisch und nahm unter Dankesthränen die Spende in Empfang. Stürmisch ergriff sie die Hand des Vorsitzenden und wollte sie an ihre Lippen führen. Doch dieser wehrte rasch ab. „Nicht doch,“ sprach er weich. „Nehmen Sie das Geld und vergessen Sie auf kurze Zeit die Sorgen! Gute Menschen werden weiter helfen.“

Der Gerichtshof wandte sich einem andern Gegenstande zu.

Frau Schanz wankte, immer noch weinend, zum Saale hinaus, doch Groth und mehrere andere folgten ihr.

Vor der Thüre hielt sie der Förster fest. „Hier, Frauchen!“ redete er die eben Verurteilte an, „habe auch ich etwas für Sie. Nehmen sie die fünf Mark und kaufen Sie den Kindern ein Stück Fleisch dafür! Ich habe zwar selbst keinen Ueberfluß, aber einer Mutter Ihres Schlages muß ich doch geben.“

Therese Schanz sah Groth voller Verwunderung an.

„Sie sind überrascht,“ lächelte der Förster, „ich kann es mir denken. Im Walde war ich im Amt, hier darf auch ich Mensch sein und menschlich fühlen. Anzeigen mußte ich Sie, das war meine Pflicht; jetzt aber möchte ich die Folgen dieser Pflicht ein wenig tragen helfen. Nehmen Sie, nehmen Sie!“ drängte er; „jetzt spricht das Herz, nicht der Förster. Auch gegen die Kälte habe ich vorgesorgt und Ihnen eine Anzahl Erlaubnisscheine erwirkt, um Reisig sammeln zu dürfen. Hier sind sie. Sollte Ihnen das Holz vorschnell ausgehen und die Kleinen frieren, so kommen Sie zu mir und holen sich welches! Nur gehen Sie nicht wieder ohne Berechtigung in den Wald! Zwingen Sie mich nicht, Sie nochmals auf die Anklagebank zu bringen.“

Des Försters Worte klangen so gutmütig und ehrlich, daß die Umstehenden, welche die kleine Scene angelockt hatte, in lautes „Bravo“ ausbrachen. Auch Therese Schanz vermochte jetzt nicht mehr ruhig zu bleiben. „Tausend Dank, Herr Förster!“ sprach sie gerührt und drückte die Hand des wackeren Mannes. „Das nenne ich Glück im Unglück.“

„Was meint ihr,“ fragte ein behäbiger Bauer in schwarzem Sammetjacket, der auch der Verhandlung zugehört hatte, die Umstehenden, „wenn wir so viel zusammensteuerten, daß das Weib zu einem Rind käme und im nächsten Jahre wieder eine Kuh hätte? Ich gebe dreißig Mark dazu.“

„Ich gebe auch zehn,“ rief ein anderer Bauer.

„Wenn der Jörg zehn Mark giebt, gebe ich auch so viel,“ sagte ein Dritter.

Im Nu war ein erkleckliches Sümmchen zusammengebracht und als die so trübselig begonnene Woche zu Ende ging, hatte Therese Schanz neben ihrer Ziege noch ein niedliches Rind stehen, für das sie fast mit der gleichen Zärtlichkeit wie für ihre Kinder sorgt.

* * *

Carl Groth ist heute noch an derselben Stelle Förster, aber er wird nicht gefürchtet, sondern geradezu geliebt. Seine Teilnahme für das arme Weib und die bekundete warme Menschenliebe haben ihm die Herzen der ganzen Landbevölkerung gewonnen und die Leute wetteifern förmlich, ihm sein Amt leicht zu machen und ihn nicht zu einer Anzeige zwingen zu müssen. Streng und ernst schreitet Groth einher; aber man weiß, daß sich hinter der rauhen Außenseite ein biederes Herz verbirgt, das zwar von unerbittlicher Pflichttreue ist, aber darum doch dem Nächsten mitfühlend entgegenschlägt.

Therese Schanz' Verhältnisse bessern sich von Tag zu Tag. Ihr Rindchen ist zu einer stattlichen Kuh herangewachsen, die bereits ein ganz hübsches Quantum Milch giebt. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitet das arme Weib; aber sie thut es freudig, da sie und ihre Kinder der drückenden Armut enthoben sind und ihr jetzt wieder eine hübsche Zukunft zu winken beginnt.

Fragt man sie nach ihren Verhältnissen, so erwidert sie allemal lachend: „Es geht mir gut und daß es so ist, habe ich lediglich der Pflichttreue unseres guten Försters Groth zu danken.“

Ein originelles Ehebündnis.

Den berühmten Philosophen Moses Mendelssohn (geb. 1729 zu Dessau, gest. 1786 zu Berlin) hatte die Natur in Beziehung auf Geist und Gemüt zwar reich ausgestattet, sein Aeußeres dagegen sehr stiefmütterlich behandelt. Er war nicht nur bucklig, sondern auch stets kränklich. Dennoch bekam er eine junge, schöne und liebenswürdige Dame zur Gattin. Diese Ehe kam in höchst origineller Weise zu stande. Auf einer Reise nämlich, welche Mendelssohn nach Wolfenbüttel machte, um Lessing zu besuchen, hielt er sich einige Tage in Hamburg auf und machte daselbst die Bekanntschaft des reichen Bankiers Guggenheim und dessen Tochter.

Einige Zeit nachher, als Mendelssohn abermals auf der Rückreise in Hamburg verweilte und den Bankier, welcher ihn außerordentlich hochschätzte und verehrte, wieder besuchte, eröffnete ihm dieser, daß es sein sehnlichster Wunsch wäre, ihn durch innige Bande an seine Familie zu fesseln, machte der freudigen Bewegung des Philosophen jedoch dadurch ein schnelles Ende, daß er die Bemerkung hinzufügte: „Unglücklicherweise aber haben Sie eine Mißgestaltung, welche der Verwirklichung meines Wunsches Hindernisse in den Weg legt und welche, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, auf meine Tochter einen sehr üblen Eindruck gemacht hat.“

Als Mendelssohn nach Berlin zurückkehren mußte, fragte er den Bankier um die Erlaubnis, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen, was ihm gern gestattet wurde, und so verfügte er sich in deren Zimmer. Fräulein Guggenheim ging dem Philosophen entgegen, als sie denselben eintreten sah, und richtete gleich nach der ersten Begrüßungsformel auf eine etwas schnippische Weise folgende Frage an ihn: „Herr Mendelssohn, glauben Sie, daß die Ehen zum voraus im Himmel geschlossen werden?“

„Gewiß, Fräulein!“ entgegnete dieser sofort, „jedesmal, wenn ein Knabe geboren werden soll, so wird ihm zuvor im Himmel die ihm bestimmte Gattin gezeigt, so lehrt Hafis, der weise Perser. Und wollen Sie wissen, welche Gattin mir vor meiner Geburt gezeigt wurde? Sie, mein Fräulein; jedoch waren Sie damals nicht so schön, als ich Sie nunmehr vor mir sehe. O nein! Sie waren durch einen Höcker verunstaltet, welch' trauriger Anblick mich zu dem Ausspruche veranlaßte: Großer Gott, die schöne Guggenheim mit einem Höcker — wie wird sie dies ertragen? O himmlischer Vater, bat ich sodann, nimm ihr den häßlichen Höcker weg und belaste mich damit! Und der Herr gewährte mir meine Bitte. Sie sehen nun, mein Fräulein, weshalb ich mit diesem Höcker belastet bin, weshalb ich Ihnen so sehr mißfalle.“

Fräulein Guggenheim hatte ihm mit Erstaunen und Rührung zugehört und bot ihm darauf freundlich und versöhnt lächelnd ihre Hand. Kurze Zeit nachher wurde sie Mendelssohns glückliche Gattin, die nach der äußeren Gestalt wenig fragte, seit sie den wundersamen Geist erkennen gelernt, welcher in der unscheinbaren Hülle wohnte.

A. de Nève.

Im Sommer.

O weiche Luft voll Blumenduft,
O Vogelsang der Auen,
Wie sehnt' ich bang mich Monde lang,
Zu lauschen und zu schauen!
Nun lacht die Erde um mich her
Im Sommersonnenscheine —
Der kleine Finke schlägt nicht mehr,
Die Primel verblühte am Raine.

Die Rosen blühn aus vollstem Grün,
Mit lichtem Tau begossen.
Die Sommerpracht ist aufgewacht,
Die Knospenwelt erschlossen;
Was scheint die Flur nur heut so leer,
Ich wandle still alleine —
Der kleine Finke schlägt nicht mehr,
Die Primel verblühte am Raine!

Ferdinand Avenarius.

Unsere Bilder.

Der Prado in Havanna. Dem Seefahrer, der sich der cubanischen Küste nähert, erscheinen als Zeichen des Landes zuerst die kegelförmigen Gipfel der vulkanischen Randgebirge, und je näher er kommt, desto gewaltiger steigt das Massiv der Monte-Serroberge aus dem Meer empor. Längs des Gebirges geht die Fahrt, bis sich dieses herabsenkt, und auf einer der letzten Höhen erblickt das forschende Auge einen gewaltigen Bau, ähnlich einer riesigen, mittelalterlichen Burg, dem das Schiff zustrebt. Diese Festung ist das berühmte Morro Castle, erbaut von Philipp II. An der breiten Rundung gegenüber dem Morro Castle ist die Stadt Havanna aufgebaut, die bei der Einfahrt mit ihren einstöckigen, gelben, grünen und roten, grellgestrichenen Häusern einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Der weite, tiefe Hafen gewährt einer großen Flotte Raum und Schutz, und die Kauffahrer aller Flaggen geben sich hier ein Stelldichein, denn Havanna ist ein sehr bedeutender Ausfuhrplatz der Produkte der Insel: Rohrzucker, Tabak, Rum, Kakao, Kaffee, Farbholz und Wachs. Ueberall finden wir die spanische Bauart, die auf die Straßenfront wenig Wert legt und die Architektur mehr in den Hof verlegt, auf den die Gemächer münden, und der mit seinen Marmorfliesen, Springbrunnen, Bäumen und Blumen, von einem Sonnensegel überspannt, den Hauptaufenthalt der Familie bildet. Im Innern der Stadt werden die Bauten auch nach außen reicher und vornehmer, in der Nähe der Kathedrale, die die Gebeine von Kolumbus birgt, und der Capitania General an der Plaza de Armas, dem Hauptquartier der kommandierenden spanischen Generale, wie Martinez Campos, General Weyler und jetzt Marschall Blanco. Die schönen Villenviertel Havannas liegen in der Nähe der See, auf den Höhen von Cerro. Ein reges Leben entfaltet sich abends auf dem Prado. Bei den Klängen der spanischen Militärkapellen gehen hier die schönen Señoritas spazieren, mit kurzen, rokokoähnlichen Röckchen, die schwarze Mantilla im Haar und die

Granatblüte über dem Ohr tragend. Der breite helle Schein des Vollmonds dringt durch die dichten Kronen der Lorbeerbäume, und aus den Gärten trägt der Seewind den Duft der schlafenden Blüten herüber, — für den Nordländer sind diese Nächte unvergeßlich! Am Tage herrscht die Sonne unerbittlich, und nur wer ein Fieber riskiert, darf es wagen, sich von vormittags zehn Uhr bis zum Spätnachmittag ihren Strahlen auszusetzen. Schon die frühesten Morgenstunden finden deshalb einen regen Verkehr auf den Straßen. Trotzdem sich Cuba bereits seit Jahrhunderten im spanischen Besitz befindet, ist doch kaum die Hälfte der Insel, die an Größe (2200 Quadratmeilen) dem Königreich Preußen nur um ein Drittel nachsteht, der Kultur erschlossen. Riesige Wälder und Gebirge bedecken noch den größeren, unaufgeschlossenen Teil des Landes. Sie bergen die edelsten und kostbarsten Hölzer, Mahagoni, Ebenholz und Eisenholz, und gewaltige Metallschätze sollen nach den Untersuchungen amerikanischer Mineningenieure noch in den Bergen ruhen. Vor Beginn des Aufstandes, Herbst 1896, zählte man sechzehnhundert Rohrzuckerplantagen auf Cuba, deren Produktion hauptsächlich in den Vereinigten Staaten konsumiert wurde. An Bedeutung zurückgegangen ist schon seit längerer Zeit der Kaffeebau der Insel, während die altberühmten Tabakskulturen 1896 noch zehntausend an Zahl waren. Der bedeutendste Zuckerexportplatz Cubas (nach Magdeburg der größte Zuckerverladeplatz der Welt) ist Matanzas, unweit von Havanna in westlicher Richtung an einem geräumigen Hafen sehr günstig gelegen. In der Nähe dieser Stadt befinden sich die größten Zucker- und Tabaksplantagen. In höchst pittoresker Lage baut sich an der Südwestküste der Insel die alte Stadt Santiago de Cuba auf, 1514 von Velasquez als älteste Stadt der westlichen Hemisphäre gegründet. Von hier zog Cortez aus, um Mexiko zu erobern. Der südwestliche Rand Cubas, an dem die Stadt liegt, wird gebildet von einem gewaltigen, steilen, vulkanischen Gebirge, dessen höchster Punkt, der Pico de Targuino, bis 8000 Fuß direkt aus der Karaibischen See aufsteigt.



Immer derselbe.

Professor: „Jetzt weiß ich nicht, hat sich mein Schneider einen frivolen Scherz erlaubt, oder ist der Mensch wirklich so dumm. Ich kann doch in dieser Weste unmöglich einen Vortrag halten. Hier oben fehlt ein Loch und da unten ein Knopf.“

Die Wilddiebe. Seppel und Käthe sind die Kinder des reichen Weidenhofbauern. Ihr Vater hat selbst eine Jagd und der Seppel hätte es also nicht nötig gehabt, zu wilddieben. Aber wer will einen frischen, munteren Buben halten, wenn er einen angeschossenen Hasen im Felde laufen sieht, der sich offenbar nur noch mühsam dahinschleppt. Natürlich setzte der Seppel ihm nach und erwischte ihn auch richtig, nur hatte er in seinem Jagdeifer übersehen, daß der Hase inzwischen das Gebiet des gräflichen Gutsnachbarn überschritten hatte und da mußte gerade der grimme Förster dazu kommen, als Seppel dem armen Langohr den Rest gab. Wie das Schicksal doch manchmal spielt! Vor acht Tagen hätte der Herr Förster sicher nichts gesagt. Seit der Zeit aber hatte er sich bei der älteren Schwester des Seppel, der hübschen schwarzäugigen Ploni, einen nicht allzu zierlich geflochtenen Korb geholt und bewies nun durch die Gehässigkeit, mit der er den armen Buben zum Amtsrichter schleppte, wie sehr er diesen Korb verdient hatte. Die kleine Käthi hat ihren Bruder natürlich nicht im Stich gelassen, aber sie schluchzt herzbrechend und auch dem Seppel ist nicht wohl zu Mut. Zum erstenmale in ihrem Leben stehen die beiden vor Gericht, und das ist eine furchtbare Sache, gegen die der Stock des Herrn Schulmeisters gar nichts bedeutet. Aber der Amtsvorsteher und die beiden Schöffen sehen nicht aus, als ob sie die Sache allzu schlimm machen würden und so wird wohl der Seppel immer noch verhältnismäßig billig zu einer guten Lehre kommen: daß man nämlich selbst im ärgsten Jagdeifer nicht vergessen soll, — auf die Grenzsteine zu achten. S.

Am Waldesrand. Vergnügt und seelenvoll blickt das holde, schwarzäugige Mädchen in die Welt, das uns der geniale Maler J. Koppay in seinem heutigen Bilde bietet. Gleich dem bunten Falter, der von Blume zu Blume flattert, hüpft auch sie jauchzend in ungebundener Lust durch Wald und Flur. Neben dem schönen Dorfkinde, das der wilden Rose gleicht, steht ihre stete Begleiterin, die Ziege, für die sie täglich frisches und duftiges Futter sammelt, wobei sie sinnend dem lustigen Gesang der Vögel in den Zweigen lauscht.

ALLERLEI.

Klimperei. „Ich lasse meine Tochter kein Klavier spielen, sondern lege das Geld für das Instrument und den Unterricht in die Sparkasse. Nach Jahr und Tag werden die vielen hundert Gulden auch nicht übel klimpern!“

Traurig. A.: „Man behauptet, unser Freund Emil wäre von einer jungen Dame in herzlosester Weise betrogen worden. Hat sie ihn zu der Annahme verleitet, sie liebe ihn?“ — B.: „Nein, im Gegenteil; sie ließ ihn glauben, sie mache sich gar nichts aus ihm, und als er ihr daraufhin einen Heiratsantrag machte, gab sie ihm sofort ihr Jawort.“

Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier (erklärend): „Der Ersatzreservist dient zur Ergänzung des stehenden Heeres. Pielike, wozu dient der Ersatzreservist?“ — Rekrut: „Zur Ergötzung des stehenden Heeres.“

Der galante Goethe. Goethe war, trotz seines hohen Alters, gegen Frauen immer sehr galant gewesen. In einer Abendgesellschaft in Weimar hatte er einer jungen Dame, die neben ihm saß, viele Schmeicheleien gesagt. Eine Stunde später ging er, ohne sie zu bemerken, an ihrem Sessel vorüber. — „Da sehen Sie, was ich von Ihren Galanterien zu halten habe!“ rief ihm die junge Dame lachend nach, „Sie gehen an mir vorüber, ohne mich auch nur anzublicken.“ — „Hätte ich Sie angeblickt, ich wäre nicht vorübergegangen,“ entgegnete der galante Dichtergreis. St.

Auch ein Urteil über Lessing. Der am 11. Oktober 1799 gestorbene Rektor der Leipziger Thomasschule, Joseph Friedrich Fischer, war, wie viele seiner Zeitgenossen, ein abgesagter Feind der deutschen Dichtkunst. In seinen Augen galt es für einen Greuel, deutsche Verse zu machen. Als Friedrich Rochlitz, der dann als Schriftsteller auftrat, von der Schule auf die Universität überging, sagte der Rektor, da er ihn in dem Verdacht hatte, deutsche Bücher zu lesen und deutsche Gedichte abzufassen: „Laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch, und das dauert mich um so mehr, weil ich bei solchem Vergehen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Wie ich nämlich von Koburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit einem zusammen, der guter Leute Kind war, ein Predigersohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben verliehen! Wie konnte der Lateinisch und Griechisch! Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch seinen Hang: Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Haltens mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, denn ich konnte es nicht mit ansehen. Er fing sogar an, Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurde er nach und nach — ach! Ich mag's gar nicht sagen! — Frag' Er nur die Leute, die's verstehen! Der Kerl hieß — Lessing!“ D.

Gemeinnütziges

Beerenobst muß Mitte Juli gedüngt werden, um auch im nächsten Jahre kräftig zu tragen. Man breite unter den Pflanzen kurzen Mist aus und grabe solchen unter, oder man jauche stark und behacke nach einigen Tagen.

Schinken im Sommer gut zu erhalten. Man lege die Schinken kreuzweise übereinander in ein entsprechendes Faß, begieße sie mit flüssigem Schmalz, doch nicht zu heiß, so daß die Schinken mit dem Schmalz gut bedeckt sind. Beim Gebrauch wird das Fett gut abgestreift, oder in warmem Wasser abgelöst; dann wird der Schinken zum Trocknen aufgehangen. Das Schmalz kann umgeschmolzen und wieder verwendet werden.

Obstbäume an Straßen. Bei der Anpflanzung von Obstbäumen an Straßen, besonders der Kernobstarten, stellt sich hinsichtlich des Gedeihens der Bäume ein bedeutender Unterschied zwischen gewöhnlichen Landwegen und gepflasterten oder chaussierten Straßen heraus. Wer ein aufmerksames Auge hat, wird sehr leicht finden, daß zum Beispiel Apfelbäume an gepflasterten oder chaussierten Straßen oder Plätzen nie alt werden und meist verkrüppelte, krebskranke, an Frucht- und Blattansatz sehr armselige Stämme bilden, wogegen man an gewöhnlichen Feld- und Landwegen ganz gesunde, üppige und reichlich tragende Apfelbäume antrifft. Die Ursache liegt darin, daß der Apfelbaum meist sehr oberflächlich laufende Haupt- und Tauwurzeln hat, durch welche er seine Nahrung aufnimmt. In diesem Bestreben wird der Apfelbaum an gepflasterten und chaussierten Straßen verhindert; die Feuchtigkeit und Nahrung geht vermöge der Wölbung der Straße meistenteils in den Straßengraben und dem Baum verloren; durch das Steingeröll kann zu wenig eindringen, und die flachgehenden Wurzeln sind durch den dicht an den Baum stoßenden Graben genötigt, sich wieder nach der unfruchtbaren Straße hinzuwenden. — Anders ist es bei Birnbäumen. Diese senden ihre Wurzeln möglichst tief in die Erde und deshalb wird man Birnbäume meist wohl und gesund an solchen Straßen antreffen. Nach diesem Fingerzeige der Natur gehören also Apfelbäume an offene Feld- und Landstraßen, Birnbäume hingegen an Chausseen, städtische Straßen und Plätze. Birnen eignen sich auch deshalb mehr für diese Standorte, weil sie im allgemeinen mehr in die Höhe als in die Breite wachsen und deshalb, sowie wegen ihrer geringen Zweig- und Blattmenge weniger Schatten werfen, also weder Straße, noch Häuser benachteiligen, und weil ihre teils sehr früh reifenden, teils weniger transportfähigen Früchte leichter an Ort und Stelle Absatz finden. Dabei ist sehr zu empfehlen, möglichst zu gleicher Zeit reifende Sorten zu wählen. (Der prakt. Ratgeber.)

Logogriph.

Mit **H** durchzieht's
das salz'ge Meer,
Mit **K** lieben's die
Kinder sehr,
Wer es mit einem **S**
soll thun,
Muß eifrig sein, nicht
müßig ruhn.

Julius Falk.

Charade.

Die Erste brennt,
Die Zweite rennt,
Das Ganze aber mißt,
Was von der Ersten
nicht mehr ist.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.